

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 149.

Donnerstag, 29. Juni.

1916.

(11. Fortsetzung.)

Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Thea zuckte müde mit den Achseln.

„Ach, Heino, der findet ja alles großartig an mir“, warf sie gleichgültig hin.

„Aber Heino ist doch einer vom Faß, hat ein Urteil“, sagte Frau Hannchen.

„Ich fürchte mich keine Spur vor dem ganzen Krempel am nächsten Sonntag“, versicherte Thea und schenkte sich den kalt gewordenen Kaffee ein.

Frau Hannchen warf ihrer Mutter einen bedeutenden Blick zu, der ungefähr jodelte als: „Siehst du, wie recht ich hatte — es ist bei ihr nicht Lampenfieber.“

„Recht so, Thea“, rief Doktor Haendler, dem sie leid tat. Sie hatte so viel von ihrer sonstigen festen Frische eingebüßt. Ein beinahe vergrämter Zug lag um ihren feinen Mund. „Du hast dich doch bisher niemals ducken lassen, bleib auch jetzt dabei.“

Thea erwiderte nichts. Was redeten sie bloß so auf sie ein. . . . So, als wäre sie eine Kranke oder etwas außerordentlich Herbrechliches, das man in Baumwolle einwickeln mußte.

„Macht euch doch ja keine Sorge meinetwegen“, versetzte sie nach einer kleinen Pause, „es ist ja sehr lieb von euch, aber ihr regt euch unnötig auf, ich bin meiner ganz sicher.“

Seit sie vor ein paar Tagen die beiden Eintrittskarten an Fred Delarue abgesandt hatte, fand sie innerlich erst recht keine Ruhe.

Wird er es verstehen, was sie durch das Hinzufügen der zweiten Karte gemeint hat? Wird er seine Mutter zum Mitkommen bewegen? Oder wird er gar am Ende selber fortbleiben?

Diese brennenden Fragen standen unablässig in Theas Seele, mit diesem Gedanken ging sie zur Ruhe, wachte sie des Morgens auf. . . .

Ein summendes Stimmengewirr schwebte durch den großen Bühnensaal, in dem der Thaliaverein seine Dilettantenvorstellungen gab.

In Theas Bekannten- und Verwandtenkreis blickte man voller Spannung ihrem ersten Auftreten vor einem größeren Publikum entgegen.

Thea war, als der Saal noch menschenleer gewesen und in ein Halbdunkel gehüllt, durch die Stuhlreihen gefuscht, bis sie die Nummern, die sie suchte, gefunden hatte.

Hier also würde Fred sitzen, — und — vielleicht — neben ihm seine Mutter.

Unschlüssig hatte Fred die Theaterbillets in der Hand gehalten. Er hatte Theas Absicht natürlich sofort erraten, und im ersten Moment war ihm ihre Sendung beinahe andringlich erschienen. Ihr Bild war in den letzten Tagen ein wenig verblaßt in ihm — allerhand Geschäftliches hatte ihn außergewöhnlich stark in Anspruch genommen, und dann — dies vor allem — hatte er seine Mutter heimgeholt, und in ihrer Gegenwart

dünkte, obgleich er es sich nicht klar eingestehen wollte, ihn die Episode mit Thea Gröning als etwas, das er gern hätte ungeschehen machen wollen.

Er brachte bereits am ersten Abend die Rede auf Thea, schilderte seiner Mutter offen, was er für die Schwester seines Lebensretters und Freundes empfand.

Die Baronin Strodtmann ließ ihn ruhig, ohne einen Einwurf ihrerseits, zu Ende reden, ließ sich von ihm den Zwiespalt der Gefühle, in den er sich verstrickt sah, rücksichtslos offenbaren. Dann hat sie ihn um genaue Schilderung der Familie Gröning.

„Du bist in der Schuld deines Freundes in Kanada, Fred“, sagte sie, als er schwieg und sie erwartungsvoll anblickte. „Du bist dir selbstredend auch dessen wohlbewußt, daß es ihm gegenüber ein schlechter Dank wäre, wenn du in seiner jungen Schwester Hoffnungen erwecken wolltest, die sich nicht erfüllen können.“

Fred biß sich nervös auf die Lippen.

Er hatte Thea gegenüber doch kein so reines Gewissen.

„Ich gestehe es ein, Mutter, ich habe ein bißchen zu stark durchblicken lassen, daß ich Thea Gröning sehr reizend finde. Wenn du sie sehen würdest, so würde dich meine Verliebtheit in sie nicht wundern. Man kann sich einem frischen entzückenden Geschöpf gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Sie hat es mir beim ersten Sehen angetan. Wenn ich mit ihr zusammen bin, so habe ich die Empfindung, als könne ich überhaupt nicht mehr ohne sie sein — ihre Nähe bezaubert mich förmlich, bis — ja, bis irgend etwas mir Unerklärliches, etwas Störendes, mich plötzlich innerlich sozusagen ‚meilenweit von ihr entfernt‘. Dann wieder beginne ich mich nach einem Zusammentreffen mit ihr zu sehnen. Und so geht das auf und ab in meiner Seele. Ich liebe Thea Gröning — und liebe sie wiederum nicht. Den Gedanken, sie zu heiraten, habe ich bereits unzählige Male erwogen. . . . Aber es stört mich so vieles — ich leugne es nicht. . . . Die Familie — und dann ihr Gang zur Bühne. . . .“

Die Baronin nickte, so als wollte sie damit sagen: „Ich habe es auch nicht anders von dir erwartet, mein Sohn.“ Doch sie war zu klug, um vorschnell eine abfällige Bemerkung über Thea laut werden zu lassen.

„Würdest du Thea nicht vielleicht mir zuliebe mit Genrika dy Santos zusammen einladen, liebe Mutter“, begann Fred nach einer kleinen Pause. „Zum Fünftel.“

Die Baronin erhob in leichter Abwehr ihre Hand: „Lieber Fred, deinen Schilderungen nach muß diese Braut aus Kanada ja ein kleines Monstrum an Unwissenheit, Ungrazie und Manierlosigkeit sein. Ich bin eine alte Frau — wenn ich meine Zeit jungen Menschen opfere, so müssen es solche sein, an denen mein Herz und auch mein ästhetisches Empfinden Freude haben. Nein — nein, Fred, mit der kleinen Halbwilden aus Kanada verschone mich nur. Ich glaube auch kaum, daß ich dem Kinde durch eine Einladung einen besonderen Gefallen

täte. Henrika würde es wenig interessant bei mir finden. Deine Zuneigung zu Hans Gröning basiert, meiner Ansicht nach, hauptsächlich auf der Dankbarkeit, die du ihm schuldest, denn um in Wahrheit Freunde zu sein, dazu kennt ihr einander doch wohl zu wenig. Hans Gröning erwartet es auch ganz gewiß nicht, daß ich seine Braut in unsere Kreise ziehe. Solche Einladungen haben oft unangenehme Konsequenzen im Gefolge. Lassen wir das also."

"Henrika dy Santos hat sich merkwürdig herausgemacht, seit sie in Berlin ist. Sie entspricht durchaus nicht mehr der Schilderung, die ich dir gleich nach meiner Überfahrt mit ihr zusammen entworfen habe", sagte Fred.

"Das mag sein, und es freut mich für das junge Mädchen, aber es ist jedenfalls besser, wenn wir vor der Hand uns der Familie Gröning nicht nähern", erwiderte die Baronin gelassen. "Sie paßt nicht in den Rahmen unseres Kreises, das mußt du doch zugeben, lieber Fred, oder irre ich mich?"

"Nein. Du hast recht, Mutter", versetzte Fred mit gefurchter Stirn.

Er empfand plötzlich eine heiße Sehnsucht nach Thea, er sah sie vor sich, wie sie bei ihrer letzten Begegnung neben ihm durch den Tiergarten gelaufen war, sah den herben, trotzigen Zug um ihren Mund, den Blick, mit dem sie ihn zum Abschied angesehen, und in dem der Vorwurf gestanden hatte: "Warum spielst du so grausam mit meiner Ruhe? Wer gab dir das Recht hierzu? Was habe ich dir getan, daß du dich mir in einer solchen Weise nährst, um mich dann schroff beiseite zu schieben?"

Wie ein gekränktes, wehrloses Kind hatte sie ihn angeblickt. . . . Keine Phrase war das bei ihr gewesen, darauf hätte er schwören mögen. Es war ihm schwer, noch ein weiteres Wort der Abwehr gegen Thea aus dem Munde seiner Mutter zu vernehmen.

"Gute Nacht, Mutter", sagte Fred, "ich bitte dich um eins: lasse mir Zeit, ich muß suchen, Klarheit über mich selber zu gewinnen. Dann wollen wir weiter reden, nicht wahr, Mutter?"

"Recht so, Fred", sagte die Baronin und küßte ihm die Stirn. "Ich bin froh, daß du mir dein Vertrauen in dieser Angelegenheit geschenkt hast." Sie war nicht im Zweifel, wie die Sache ausgehen würde. Ein Delarue, ihr Sohn, den sie in Grundzügen, die seines Namens und seiner bevorzugten Stellung würdig waren, erzogen hatte, durfte nicht die erste Beste, die ihm gefiel, zu seiner Gattin machen.

Als Fred ihr einige Tage später zögernd vorschlug, in einem Ton, als verlange er etwas im Grunde ganz Unerhörtes von ihr — ihn zu der Vorstellung von „Johannisfeuer“ im Thaliaberein zu begleiten, da willigte sie zu seiner Überraschung sofort ein.

"Nächsten Sonntag, sagst du, Fred. Jawohl, das paßt mir gut. Montag kommen Löhnstädts auf eine Woche herüber. Dann essen wir mit ihnen abends zusammen in einem guten Weinrestaurant. Es darf nicht zu exklusiv sein. Konsul Löhnstadt mag, wenn er in Berlin ist, sich nicht gern in Gala werfen, er betont immer, daß er es recht gemächlich hier haben will. Nicht wahr, Fred, du bestellst in einem passenden Lokal einen Tisch für uns? Mittwoch geben wir dann unser erstes großes Diner in dieser Saison. Es ist dir doch recht so, lieber Sohn?"

Er war selbstredend mit allem, was seine Mutter anordnete, einverstanden. Wie gut, wie engelsgut sie doch war. Er hatte geglaubt, daß sie den Besuch dieses Theaterabends ablehnen würde. Ihm zuliebe wollte sie kommen. Nun erfaßte ihn eine läche Unruhe. Ihm war es, als müsse der Sonntagabend über sein und Theas Schicksal entscheiden.

Die Baronin zog die Blicke der Anwesenden auf sich, als sie am Arm ihres Sohnes durch den Mittelgang des Theaterkaales ihrem Platz zuschritt. Ihre schlanke, vornehme Erscheinung im schwarzen Samtkleid, das eis-

graue Haar sehr fleißig frisiert, Brillanten am Halsauschnitt — wirkte geradezu imponierend. Jemand aus dem Zuschauerkreise, der in der Nähe der Delarues saß, kannte Mutter und Sohn von Ansehen. Flüsternd ging es die Reihe entlang und drang bis zu den Ohren von Frau Hannchen.

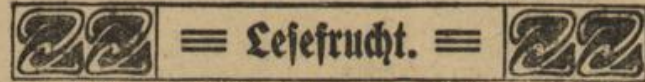
"Die Delarues — nein doch, die Baronin Strodtmann, und ihr Sohn, der reiche Fabrikbesitzer Fred Delarue. . . ."

"Delarues sind gekommen", flüsterte Frau Hannchen erst nach rechts ihrer Mutter und dann nach links ihrem Gatten ins Ohr.

Frau Hannchen wuchs ordentlich innerlich beim Gedanken, mit der Baronin Strodtmann, deren Namen sie in Verbindung mit allerlei Wohltätigkeitsveranstaltungen unter der Rubrik „Aus der Gesellschaft“ öfter in der Zeitung gelesen hatte, bekannt zu werden. Welch ein Glück die Thea hat, dachte sie, zu ihrer Ehre sei es gesagt, ohne jedweden Reiz.

Daß sie mit jemand auf der Welt hätte tauschen mögen, kam ihr gar nicht in den Sinn.

(Fortsetzung folgt.)



Der Mut besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind über-
sieht, sondern daß man sie sehend überwindet. Jean Paul.

Sturmangriffe.

II.

Von Lothar Knud Fredrik, 3. St. Kriegsfreiwilliger.

Ein anderes Bild:

Wir waren nach Rußland hinübergeworfen worden. Weiße, sonnheiße und schwere, staubschwere Marschtage durch das Land der Armlosigkeit und des Kriegselends, durch Galizien lagen hinter uns. Südpolen kam in riesenhaften, unerhört schnellem Siegeszuge nach der Einnahme, d. h. Rückeroberung von Lemberg in unsere Hand. Wir waren immer dicht am Feinde. Hinter ihm her. Aber er floh, floh ständig, stellte sich auch an den günstigsten und aufs sorgfältigste vorbereiteten Stellungen, die die Zivilbevölkerung unter dem Schwung der Kosakenkeule ihm hatte ausheben müssen, uns nicht zum Kampfe. Unsere Pferde dampften, magerten ab, verfielen, starben — und wir bekamen den Feigling nicht zu fassen! Rängt waren wir bereit, ein Sonntag hatte uns vorbereitet, auch innerlich vorbereitet, wem es ein Bedürfnis war. Eine schlichte Feldpredigt — „ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“ Ein gewaltiges Wachtfeuer vereinigte uns. Die rote Blut lag auf unsern braunen, kriegsbärtigen Gesichtern. Schweigend stand das Polendorf. Die dunklen Silhouetten der mächtigen Eichen und Buchbäume warf unser Feuer an den Sternenhimmel. Die Mondichel stand schweigend und kalt, wie ein Krummschwert, über unsern Häuptern. Wir sangen. Soldatenlieder und Wanderlieder und sehnsuchtsvolle Heimatlieder, die der Volksmund geprägt hatte. Hin und wieder lag ein Gedankenverfunker und rauchte und träumte, träumte von der Heimat. Unser Gesang verscholl, schlief ein; unser Feuer verprasselte, verghomm. Ein paar kurze Worte unseres Hauptmannes — vielleicht morgen schon . . . Mühe ab zum Gebet! . . . Der Zapfenstreich schickte uns heim in unsere Zelte, zur Ruhe und Kräftigung für den Kampf.

Aber noch vergingen mehrere Tage, mehrere heiße, an Anstrengungen und Strapazen reiche Zultage. Bis endlich der erlösende Befehl kam — „Gewehr nach vorwärts frei!“ Wir lagen in einem Wäldchen, unweit einer Meierei. Dort hin führte uns zunächst unser Weg. Unsere Linie lag dicht vor uns, kaum anderthalbe Kilometer entfernt. Der Russe sollte endlich stehen, ja sogar Miene zum Angriff machen. Deutsche Infanterie hielt ihm in notdürftigster Stellung stand. Die Artillerie des Feindes suchte unsere Reserven und unsere Artilleriestellungen; ihre Granaten und Schrapnells streuten das Gelände ab. Eine Schlucht führte fast bis zur Meierei, und auf die Schlucht als Zugangsstraße zum Kampf-
gelände schien er es besonders abgesehen zu haben. Dort kamen wir durch, ohne Verluste zu erleiden. Und warteten.

Eine brandsteinerne Scheune deckte uns gegen das Zufallsfeuer des Feindes einigermassen. Die Erholung tat uns wohl. Die Sonne hatte böß gestochen, und Patronenkästen und Maschinengewehre sind keine Dinge, die man sich an die Uhrsette hängt.

Am Nachmittage hieß es — „der Feind greift heftiger an; die Maschinengewehre zur Verstärkung vor!“ Wir waren glücklich; so hatten wir uns doch wenigstens nicht umsonst durch die Julimittagsglut mit unseren Zentnerwaffen geschleppt! Hoffentlich kamen wir zum Schutz und hoffentlich recht wirksam. Wir lechzten danach; lange genug waren wir ja dem Russen nachgelaufen! . . . Aber der Weg bis in die Linie sollte uns nicht leicht werden und auch — leider! — nicht ganz billig. Ziemlich steil führte er bergan. Kornfelder mußten durchquert werden. Oft in gebückter Haltung, oft im Schnellschritt, oft im Sprung, oft sogar kriechend auf dem Bauche — ein Vergnügen, das nicht nach jedermanns Geschmack sein soll. Und die Sonne stand noch immer bedeutend hoch, stach noch immer in sengender Glut. Am Himmel, ganz in der Ferne, wie eine riesige, hellgelbgraue Blase im Blauen, stand noch etwas anderes — ein russischer Fesselballon, der unseren Weg und unser ganzes Gelände gut einsehen konnte. Kein Wunder, wenn die feindliche Artillerie uns schnell weg hatte. Schrapnells über Schrapnells plähten über unseren Köpfen, Granaten wollten uns den Durchgang verwehren. Vier von uns blieben zurück, wir anderen konnten durch, kamen zu unserer Infanterie, in unsere Stellung.

Und — lächelten. Zum ersten Male sahen wir einen deutschen Schützengraben dem Russen gegenüber. Wir kamen aus Frankreich, aus Flandern, von Ypern gar; wir waren die ausgebauteiten Stellungen gewöhnt, geradezu Meisterwerke von Stellungen, Labyrinth gewöhnt, in denen sich nicht allein die feindliche Granate verlaufen sollte, sondern ein deutscher Kriegsmann verlaufen konnte. Und hier? — es war einfach eine Lächerlichkeit von Schützengraben! Ein Wegrain zwischen einem Roggenfeld und Haferbestand, Erdlöcher dahinein gebuddelt, gerade groß genug, daß ein Mann darin hocken konnte, kaum eine Brustwehr, selten eine Schulterwehr, nie eine Rückenwehr. Und unsere Infanterie stand, lag, hockte dort und feuerte, kniend, liegend, stehend, freihändig, wie es jedem gefiel. In dem etwa 200 Meter breiten Haferstreifen sollte der Feind schon liegen. Seine Kugeln umschwirrten uns. Unsere Maschinengewehre fanden ihre Plätze und ihren Wirkungsbezirk. Hinter dem Haferfeld lag Acker, hinter dem Acker ein Kartoffelstreifen, dahinter Wald. Den Abschluß bildeten vom Feinde besetzte und stark besetzte Höhen. Und überall steckte alles Gelände voll von ihm, von seiner durch Rosafentruhen — direkt einwandfrei beobachtete Tatsache! — in den Kampf getriebenen Leuten. Aber näher heran bis an den Rand des Haferstreifens brachten jene auch die stärksten Drohungen und verheißungsvollsten Versprechungen nicht. Und unsere Maschinengewehre taten das Ihrige. — Sie lehrten den Feind wieder das Laufen.

Als der Abend kam, fiel kaum noch ein Schuß. Der Russenangriff war abgeschlagen. Die Nacht und die Ruhe kam. Wohl schanzten wir alle etwas, aber mehr aus Gewohnheit als aus Zwang und Notwendigkeit. Auch der nächste Tag verstrich unter Blut und Beschaulichkeit. Wer sich die vom Sitzen oder Stehen steif gewordenen Beine vertreten wollte, spazierte ein wenig durch unser Roggenfeld oder ging auch mal dem Schlachtfelde, auf dem die toten Feinde verstreut umherlagen, einen Besuch abzustatten. Nur wenn der feindliche Fesselballon sich am Himmel zeigte, hockte sich alles nieder — unnötiges Granatfeuer sich auf den Hals zu ziehen, ist nun mal eine anerkannte Dummheit. Meist aber brachte in höchst niedlicher Weise irgend einer unserer Flieger ihn zur schleunigen Landung, ein Spiel, das wir immer mit Freude und Genugtuung beobachteten.

In der Frühe des nächsten Tages aber bereitete uns der Russe einige Überraschung — er griff ziemlich unerwartet und mit gewaltigen Kräften unseren rechten Flügel an, drückte ihn sogar ein, kam uns in den Rücken und zwang so auch uns, zurückzugehen. Sein Angriff stocste — bei dem Apfelmus unserer Kanoniere, deren Geschütze er beinahe genommen hätte. Aber auch ohne die Verkehrtheit der Leute wäre er nicht weiter vorangekommen. Unsere Reserven griffen ein, Pioniere und Infanterie. Spitzbade, Beil und Bajonett verrichteten sehr blutige Arbeit. Unsere zurückgenommenen

Truppen beteiligten sich an dem Kampfe. — Auch wir gingen wieder vor, besetzten unsere alten Stellungen, keine halbe Stunde, nachdem wir sie wegen Rückenfeuer verlassen hatten. Die Verluste, die der Feind erlitt, waren sehr bedeutend. Gefangene wurden nur ganz wenige gemacht; denn unsere bei seinem Ansturm verwundeten Braven fanden wir bei unserem erneuten Vorgehen sämtlich getötet oder sogar tödlich verstümmelt auf. Erbitterung führte unsere Waffen und kannte keine Schonung.

Das war der Tag von P. oder P.-E. Am nächsten Morgen schon entdeckten wir, daß der Russe wieder das bessere Teil der Tapferkeit erwählt hatte und sich unter dem Schutze der Nacht heimlich gen Norden davongemacht hatte. Wir folgten ihm und sahten ihn, Wie — davon ein anderes mal. (Benf. Win.)

22 ≡ Bunte Welt. ≡ 22

Aus der Kriegszeit.

Hinter den Kulissen unserer Weltkriegsfeldpost. Eine der größten organisatorischen Leistungen in diesem Kriege ist unstreitig die deutsche Feldpost, und nur ein wenigstens einigermaßen übersichtlicher Einblick in den Niesenbetrieb ihrer Tätigkeit ermöglicht es, die beispiellose Ordnung und Leistungsfähigkeit dieses besonderen Kriegsamtes zu würdigen. Die Einrichtung unserer Feldpost über die Mag Sobusch im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ höchst interessante Einzelheiten bekannt gibt, ist durchaus militärisch, da sie der Obersten Heeresleitung untersteht; doch der Betrieb selbst hängt aufs engste mit dem ständigen Postbetrieb in der Heimat zusammen. Ein Stab zahlreicher hoher Offiziere führt die oberste Leitung, der Feldoberpostmeister gehört zum Großen Hauptquartier und ist dem Generalquartiermeister zugeteilt. Seine Aufgabe ist es, die Abwicklung des Dienstes mehrerer Hunderte von Feldpostanstalten zu gleicher Zeit zu überwachen. Jeder einzelnen Armee ist ein Armeepostdirektor zugeteilt, der von mehreren Armeepostinspektoren unterstützt wird. Jedes Armeekorps-Oberkommando, jede Infanterie-, Landwehr-, Reserve-, Ersatz- und Kavallerie-Division besitzt eine besondere Feldpostexpedition, die von einem Feldoberpostsekretär geleitet wird. Die Verteilung der Postämter über das Kriegsgebiet ist derart durchgeführt, daß jedem Generalkommando ein eigenes Feldpostamt zur Verfügung steht. Zur Beförderung der Briefe und Pakete ist jeder Armeepostdirektion ein Postwagen- und Pferdebedepot zugewiesen. Allein die von der Feldpost gebrauchten Kraftwagen bilden armeereweise ungeheure Wagenparks, für die eigene Reparaturwerkstätten eingerichtet werden mußten. Unendlich sind die Schwierigkeiten, die von dem Feldpostverkehr überwunden werden, da die Verkehrsstreden vor allem für die rein militärischen Erfordernisse zur Verfügung stehen müssen und natürlich jeder Militärtransport der Feldpost vorangehen muß. Die Einrichtung unserer Weltkriegsfeldpost entspricht in den wesentlichen Grundzügen der des Feldzuges 1870/71. Doch läßt sie sich an Umfang mit der früheren Feldpost kaum vergleichen. Jede Division hat täglich einen durchschnittlichen Posteingang von ungefähr 230 vollgefüllten Postfäcken. In den bisherigen 22 Kriegsmonaten wurden allein in allem über 4 Milliarden Postsendungen erledigt, also ungefähr 32 Mal so viel als im ganzen Feldzug 1870/71. Die heutige Feldpost hat in einer einzigen Woche annähernd so viel Sendungen zu erledigen wie die Feldpost des Krieges 1870/71 in 35 Wochen. Aus diesen statistischen Angaben erfieht man am besten, welche Rekordleistung von unserer Feldpost bewältigt werden muß, wobei auch noch die gelegentliche Gefährdung der Beförderungsstreden in Betracht kommt. Darum sollte das Publikum die Beamten der Feldpost in ihrer schweren Arbeit wenigstens dadurch unterstützen, daß die Verpackung und Adressierung mit aller Sorgfalt und in jedem Punkte der Vorschrift entsprechend vorgenommen wird, damit die Unklarheiten und Irrtümer, die der Schnelligkeit des Feldpostbetriebes so leicht verhängnisvoll sein können, möglichst vermieden werden.

Die Kriegsnöte der französischen Zivilisten. In allen kriegführenden Ländern wurden so zahlreiche Arbeitskräfte, die im friedlichen Leben unentbehrlich scheinen, der Allge-

meinhalt entzogen, daß die Fortführung des öffentlichen Lebens, des geschäftlichen und wirtschaftlichen Verkehrs und der Administration im Lande selbst an die Fähigkeiten der Behörden sowie des Volkes besonders hohe Anforderungen stellt. Es ist dies eine ganz eigenartige Feuerprobe, und wir können mit Stolz behaupten, daß sie nirgends mit so viel Erfolg, so glatt und verhältnismäßig ohne Beschwerden bestanden wird wie in Deutschland. Wesentlich anders verhält es sich in dieser Beziehung bei den Alliierten, deren organisatorische und Anpassungsfähigkeiten während der bisherigen Kriegszeit nicht gerade in das beste Licht gerückt wurden. Sowohl in den Bureaus wie in den privaten Betrieben, in den kaufmännischen Gewerben und im Handwerk müssen zahlreiche an die Front gerufene Leute durch mehr oder weniger laienhafte Vertreter ersetzt werden, ein Vorgang, der in Frankreich die größten Schwierigkeiten bereitet. Hieraus entstand das, was das „Journal des Débats“ in einem Artikel über die Arbeit der Zivildienstkräfte die Leiden der französischen Zivilisten nennt. Verhältnismäßig am leichtesten wird noch der Verkehr in den Straßen bewältigt, wobei allerdings zu erwägen ist, daß die Pariser in dieser Beziehung sich sehr schnell an große Verspätungen gewöhnen mußten. Laute Klage aber führt das Pariser Blatt über die Hilfsbeamten, die von den städtischen Behörden herangezogen wurden. Diese Leute legen einen Beamtenhochmut an den Tag, der zu ihren Fähigkeiten und vor allem zu dem Tempo, in dem die Arbeit von ihnen ausgeführt wird, in umgekehrtem Verhältnis steht. Daher kommt es, daß es im Amtsverkehr von Irrtümern, Beschwerden und Streitigkeiten wimmelt, und man kann sich leicht denken, daß die schon ohnedies nicht sehr rosige Laune der französischen Bevölkerung und der Presse hierdurch nicht gerade gehoben wird. Wenn man dem „Journal des Débats“ Glauben schenken will, ist der Durchschnittsbürger heute bereits zufrieden, wenn er irgend eine Amtsstube, auf die er, womöglich fälschlicherweise, berufen wurde, verläßt, ohne direkt göttlich beleidigt worden zu sein. Zu den am schwersten empfundenen Leiden gehören die Unbilden, die dem Publikum in der jetzigen Umzugszeit durch den Mangel an Arbeitskräften zugefügt wurden und die Gefahren, mit denen die Ungeübten der Hilfsbarbiere die männliche Bevölkerung bedrohen. In letzterer Beziehung scheint es besonders schlimm zu stehen, so daß selbst viele der genügend als Feiglinge verlästerten Drückerger nachgerade den Aufenthalt im Schützengraben für nicht blutiger halten als den Besuch eines Kriegsbarbiere Ladens auf einem Pariser Boulevard.

Die Londoner Kinder im Kriege. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht macht den Engländern mehr Sorgen, als sie ursprünglich wohl gedacht haben mögen. Aus der Anzahl von Artikeln und Zuschriften, die die Londoner Blätter über die direkten und indirekten Folgen der allgemeinen Wehrpflicht veröffentlichen, läßt sich deutlich erkennen, daß die öffentlichen Einrichtungen in England unmöglich ohne Schwierigkeiten den neuen Verhältnissen angepaßt werden können. In diesem Zusammenhang wird wieder ein Problem aufgerollt, das den Engländern seit Kriegsbeginn schon viel zu schaffen machte, und zwar handelt es sich um die Kinder, deren Mütter infolge des durch die Einziehungen außerordentlich verstärkten Arbeitermangels tagsüber in den Munitions- und sonstigen Werkstätten beschäftigt sind. Das Kinderverorgungs- und Kindergartenwesen ist in England höchst mangelhaft ausgebildet, und so klagt die „Daily Mail“ mit Recht darüber, daß die Kinder zum großen Teil Opfer der neuen Verhältnisse werden würden: „Es kann nicht gelugnet werden, daß die bestehenden Institute zur Überwachung und Versorgung von Arbeiterkindern den neuen Erfordernissen unmöglich gerecht werden können, da sie sich schon bisher als durchaus nicht leistungsfähig und zweckentsprechend genug erwiesen haben. Ein Besuch mehrerer Londoner Kinderkrippen konnte diese Meinung nur bestätigen. Zwar gibt es eine Anzahl gut eingerichteter Kindergärten, die von 8 Uhr morgens bis 3 Uhr abends geöffnet sind und täglich für ein Kind 4 Pennys, für zwei Kinder derselben Familie 7 Pennys und für drei Kinder 10 Pennys verlangen. Hier werden die kleinen Pflanzlinge rein gehalten, genährt und überwacht. Aber dies sind, wie gesagt, nur einige wenige Anstalten, die Mehrzahl der Kinderkrippen wurde leider in höchst tadelnswertem Zustand angetroffen. Es fehlt an ausgebildeten Schwestern und an

Ärzten. Und so begegnet man in den Londoner Kindergärten einer Verwahrlosung, die den Pflichten der Behörden in keiner Weise entspricht. Ich sah solche Anstalten, in denen es keine sanitären Hilfsmittel gab und auch die Reinlichkeit als ein ziemlich unbeachteter Begriff erschien. Die Räumlichkeiten waren unsauber, und vielen Kindern sah man sehr deutlich den Mangel an ärztlicher Pflege an. Immer wieder erfuhr ich, daß es nicht genügend behördlich angestellte Ärzte gäbe und daß manchmal wochenlang kein Krankenbesuch stattfinden kann, da die Privatärzte in großer Zahl von der Militärverwaltung gebraucht werden. So wird die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht allem Anschein nach für die Kinder der arbeitenden Klassen eine gefährliche Krise zur Folge haben, und die Nation wird noch mehr Opfer als bisher bringen müssen, um diesem Mißstand einigermaßen zu begegnen.

Sturzflug einer Amerikanerin über London. Die Erfolge der deutschen Flieger, die besonders während der letzten Monate einwandfrei die Überlegenheit Deutschlands im Flugwesen dargetan haben, veranlassen die Engländer zu einer umfassenden Tätigkeit zur Verbesserung ihres Flugwesens, ohne daß aber bisher ein bemerkenswerter Aufschwung zu verzeichnen wäre. Da also die Leitung des englischen Kriegsflugwesens nicht auf praktischem Wege größere Erfolge zu erzielen vermag, sucht sie — nach dem Muster der übrigen Abteilungen der englischen Kriegsführung — auf das Publikum wenigstens durch Reklame zu wirken und auf diese Weise dem Volk sowie dem neutralen Ausland die erreichte Vortrefflichkeit der englischen Flugzeuge einzureben. Zu diesem Zweck wurde auch die amerikanische Schriftstellerin Jane Anderson, die England für die „New-York-Tribune“ bereiste, eingeladen, eine Fahrt in einem englischen Kriegsflugzeug mitzumachen. Die in dem New-Yorker Blatt über diesen Flug veröffentlichte Schilderung ist insofern von Interesse, als die amerikanische Journalistin die erste Frau ist, die in diesem Kriege eine Fahrt in einem Armeeflugzeug mitmachen durfte: „Der Zweibeiner, der mich über London dahintragen sollte, bot einen merkwürdigen und nicht gerade den Mut steigenden Anblick, er war nämlich völlig schwarz angestrichen, und auf die Unterseite der Flügel war in weißer Farbe je ein kleiner Totenkopf mit zwei gekreuzten Knochen bemalt. Der Fliegerhauptmann, der die Maschine lenkte, sah hinter mir. Wir fuhren ein Stück im Kreise über das Feld, und dann schraubte der Apparat sich in die Luft. Es schien mir, als stiegen wir gerade auf, und die schwarze Motorhaube strebte direkt der Sonne entgegen. Als wir eine beträchtliche Höhe erreicht hatten, beschrieb wir eine scharfe Kurve und eilten auf London zu. Unter uns glitten die Dächer der Flugzeugschuppen in rasender Geschwindigkeit davon, und bald erblickten wir in der Tiefe des breite gewundene Band der Themse. Nun waren wir bereits 6000 Fuß hoch. Unter mir sah ich eine endlose Ebene, mit Dächern und grauen Straßen bedeckt. Die St. Pauls-Kathedrale nahm sich wie ein lächerliches Kinder Spielzeug aus. Dann wurde tief unten ein grüner Fleck sichtbar, das war der Hyde Park. Plötzlich bemerkte ich die Hand des Fliegerhauptmanns über meiner Schulter. Er reichte mir ein Papier, auf das er die Worte geschrieben hatte: „Wollen wir einen Sturzflug machen?“ Ich drehte mich um und nickte. Und gleich darauf raste die Maschine, die Motorhaube fast senkrecht zur Erde geneigt, abwärts. Die Erdoberfläche schien uns entgegen zu eilen, dann aber war plötzlich die Welt verschwunden, und ich erblickte nichts als den Himmel. Alles schien umgedreht zu sein. Die Flügel der Maschine konnte ich nicht mehr sehen. Dann tauchte ein Schalen der Erde auf, drehte sich im Kreise, nahm an Umfang zu, und schließlich flogen wir wieder im Gleichgewicht ohne Schwanken dahin. In meinen Armen und bis in den Fingerspitzen hämmerte fühlbar das Blut. Das Rattern des Motors hatte mich fast taub gemacht. Allmählich beruhigte ich mich wieder, und unter uns breitete in geringerer Tiefe der Hyde Park seine Wiesen und Baumgruppen aus. Als wir uns wieder auf dem Flugplatz befanden, stiegen wir in langen Schleifen abwärts, und als ich dann auf der Erde stand, konnte ich zum ersten Male begreifen, welche beispiellose Nervenkraft die Flieger aufwenden müssen, um im Felde über den Linien der Feinde, im Bereich der Abwehrgeschütze und gegnerischen Flugzeuge ihre Arbeit auszuführen.“